



## Mein Abschied von der Nacht

*Die Clubs sind geschlossen, und noch ist nicht klar, ob jemals wieder so hart gefeiert werden kann wie früher. Doch ohne das Nachtleben wäre unser Autor nicht der, der er ist.  
Erinnerungen an große Stunden in dunklen Kellern*

Von MORITZ VON USLAR, ZEITmagazin 1/2021 vom 30.12.2020

In einer nicht allzu fernen Zukunft, die wir uns heute noch nicht vorstellen können, saßen wir – mein Sohn Carlo, gerade volljährig, mein Neffe Ferdinand, im immer guten Alter von 13 Jahren, und ich – am Küchentisch, das Abendessen war gegessen, und wir sprachen über das Nachtleben.

»Was denn?«, hatte Ferdinand gefragt. »Das Nachtleben hat früher wirklich noch nachts stattgefunden, also nicht wie heute üblich zwischen 14 und 22 Uhr? Heißt das, das Wort Nachtleben kommt daher, dass Leute früher – vor der Corona-Zeit – noch wirklich nachts, also zwischen Mitternacht und dem Morgengrauen, in Clubs zum Tanzen gegangen sind?«

Mein Sohn hatte gelacht und sich, ein wenig großspurig, noch ein Bier aus dem Kühlschrank geholt. Vor seinem kleinen Cousin gab er die smarte Nachtleben-Katze: »Die Leute sind viel länger als bis zum Morgengrauen ausgegangen. Im Berghain, dem coolsten, schwulsten, härtesten, *flyesten* und konsequentesten Club, den die Welt je gesehen hat – ich habe ihn, kurz bevor er schließen musste, noch kennengelernt –, haben die Leute von Freitagabend bis Dienstagmorgen getanzt. Es ging einfach durch.« Mein Neffe lachte unsicher. Und ich, der Onkel, kapierte, dass hier eine der nicht allzu häufigen Gelegenheiten gekommen war, bei denen ich – mit etwas Lust an der Ausschmückung – eine Geschichte von früher erzählen konnte, aus der Zeit vor der Corona-Epidemie, und von ganz früher, aus den goldenen Achtziger- und Neunzigerjahren, dem Zeitalter von Dunkelheit und flackernden Lichtern, von Schweiß und dem für immer bumsenden Bass.

»Darf ich ein bisschen ausholen?«, fragte ich. »Darf ich vielleicht sogar ein wenig ins Schwärmen geraten? Ich verspreche, es wird keine Angeber-, auch keine Heldengeschichte.« Und ich fuhr fort: »Jene Minute im Sommer 1989, als Boris Dlugosch im Hamburger Front – es lief Lil' Louis' *French Kiss* – den Bass rausnahm und die Leute auf der Tanzfläche zum Loop des Synthesizers die Hände zur Decke hoben und ein, ja, orgiastisches Glücksschreien durch den Raum ging, ich würde diesen Moment heute als den besten und rundesten meines Lebens bezeichnen.« Ferdinand guckte jetzt schon sehr interessiert. Dann gab es einen nachsichtigen Blick zwischen Sohn und Neffe: Lassen wir den Alten erzählen.

Vielleicht muss man kapieren, so begann ich, dass das Nachtleben, das ich meine, ja erst um 1976 oder 77 erfunden wurde, mit Disco, mit den Sounds von Sylvester, Giorgio Moroder und Donna Summer (*I Feel Love*) und mit einem wie dem DJ-Pionier Larry Levan. In Deutschland, weit weg von dem New Yorker Studio 54 und der Paradise Garage, einem



ehemaligen Parkhaus in Manhattan, wo kein Alkohol ausgeschenkt werden durfte und zum ersten Mal das Tanzen und die Musik, nicht der Alkohol und die Gespräche, im Mittelpunkt standen, war Disco erst mal eine ziemlich spießige Angelegenheit gewesen. Spießig, weil der Weg von der Bar oder Kneipe zum Club sich so fürchterlich lange, über mindestens zehn Jahre, hingezogen hatte. Die ersten Discos in Fürth, in München und Düsseldorf hießen Friday's, Sugar Shack oder Skyline – Pubs mit Teppichen, Sitzecken und Separees, lausig schlechten Musikanlagen und lausigen Drinks und mit DJs, die zwischen den Nummern Witz-Ansagen durchs Mikrofon machten. Man muss das erzählen, um sich vorstellen zu können, was für eine Befreiung und was für ein massiver Glücksflash das Nachtleben der Neunzigerjahre war, wie es in Berlin, auf Ibiza und auf gecharterten Rave-Booten im Mittelmeer stattfand und das ein Schriftsteller wie Rainald Goetz in seiner Suhrkamp-Prosa (*Rave*, 1998, *Celebration*, 1999) beschrieb. Ich erinnere mich, wie ich 1986, sechzehnjährig, als Höhepunkt eines nächtlichen Ausbruchs aus dem Schwarzwälder Internat in einer Bhagwan-Disco in Freiburg stand, es lief die zehnminütige 12-Inch-Version von Phil Collins' *In the Air Tonight*, ein Pärchen – sie Dauerwellen und Pumps, er Vokuhila und riesige Moonwashed-Jeansjacke – tanzten einen Disco-Fox (einen verdammten Disco-Fox!), und ich dachte: Wir müssen das in die eigenen Hände nehmen, hier gibt es absolut nichts für uns zu holen.

Wichtige Einfügung: Ich selbst bin nie ein Protagonist, nie ein führender Handelnder des Nachtlebens gewesen – ich war nur einfach, etwa zwischen 1990 und dem Jahrtausendwechsel (bis zur Geburt meines Sohnes), mal mehr, mal weniger dabei, immer mehr als ein Zuschauer, in manchen Clubs, zu einem sehr begrenzten Zeitraum, auch mal als Stammgast (etwa um 1997 in der nicht besonders aufregenden Münchner Mandarine Lounge), aber nie der *in crowd*, den führenden Köpfen des Nachtlebens, zugehörig. Ich unterscheide zwischen Königen und Fußvolk, weil das Nachtleben für seine Protagonisten immer seinen ganz eigenen Respekt, eine eigene Ehrerbietung übrig hatte – für die DJs, Clubmacher, Bar-Bedienungen (von denen einige stadtbekannt und wahrlich königliche Existenzen sein konnten) und die vielen, die auf der Tanzfläche und im Gedränge der Nacht skurrile oder auffällige Figuren und das Nachtleben-Volk darstellten (den Souverän, also noch mal etwas ganz anderes als ein Publikum). Die Verehrung, auch eine Demut, die den Königinnen und Königen der Nacht entgegengebracht wurde, war der Tatsache geschuldet, dass eine konsequente Teilnahme am Nachtleben die erfolgreiche Ausübung eines bürgerlichen Berufs und das Leben eines halbwegs bürgerlichen Alltags praktisch ausschloss: Nicht mal einem Hochschulstudium konnte erfolgreich nachgegangen werden, solange man sich den Freuden und Härten des Nachtlebens *in full effect* hingab. Ohne mich am Kitsch oder an der Mythenbildung zu beteiligen, zu der das Nachtleben immer geneigt hat: Ich selbst war höchstens mittelhart und habe mich stets zu halbwegs zivilen Zeiten nach Hause begeben; und natürlich bewunderte ich die, die andere Prioritäten setzten, also um fünf Uhr früh und nach dem Morgengrauen noch eine Platte auflegten oder die legalen und halblegalen Stoffe konsumierten – ganz offenkundig waren es die Exzessoren des Nachtlebens, die den Laden am Laufen hielten. Wie der Rock 'n' Roll und der Star-Zirkus rauchte das Nachtleben seine Helden auf – viele der einst bewunderten Protagonisten verschwanden, zogen zurück ins Dorf ihrer Eltern, landeten in einer Kiffer-Dödel-Existenz, in der Esoterik, bei Hartz IV, oder sie produzieren heute, auch ein bisschen traurig und wenig glamourös, an einem Strandort in Spanien Pornovideos.



Die Musik gab den Startschuss: Es war nur die Musik. Im Kassettenrekorder des Fiat Uno, in dem unsere Gruppe von Zivildienstleistenden in jenem Sommer 1989 an Freitagnächten zur Hamburger Reeperbahn fuhr, lief Technotronics Billig-Smash-Hit *Pump Up the Jam*, einer der ersten House-Tracks, die es weltweit in die Charts schafften – nun wirklich keine sonderlich subtile oder musikalisch avancierte Nummer. Wir schämten uns ein bisschen, weil die Stimme der Sängerin so ordinär jaulte, und gleichzeitig, das spürten wir, öffnete die brutal gut nach vorne schubende Synthiebass-Sequenz die Türen zu einem neuen Jahrzehnt und einem ganz neuen Sound, der neue Energie und eine ganz neue Lust am Feiern und Aufdrehen freisetzte. Und es war gleich klar, dass für diesen neuen Sound ein vollständig neues Nachtleben eröffnet werden musste: neue Hallen, neue Tanzflächen, neue Musik- und Lichtanlagen, neue Größenordnungen, eine neue Art, sich auf der Tanzfläche zu bewegen, alles neu. Natürlich waren für den Sound, der als Acid House erst in London, dann auch in deutschen Großstädten ankam – die tiefen Basslines, die Piano-Loops, der Vier-Viertel-Beat (*»four on the floor«*) – musikhistorisch ganz andere Nummern wichtig, etwa Mr. Fingers' Jahrzehnttrack *Can You Feel It* (1986) für den Chicago House oder Derrick Mays *Strings of Life* (1987) für den Detroit Techno. Es ist so schön, dass von einer musikalischen Revolution, die einem neuen Nachtleben den Boden bereitete, nicht die musikalisch wertvollen Tracks, sondern die Billig-Krawallnummern in Erinnerung bleiben: Im Acid-House-Sommer 88, noch ein Jahr vor unserem Technotronic-Sommer, stolperte ich, gerade achtzehnjährig, in die Krefelder Großraumdisco Königsburg – es lief *The Party* von Kraze (*»You all want this party started, riiiiight?«*), der DJ schwebte in einem Luftkissenboot über der Tanzfläche – und meine Augen blickten zum ersten Mal in die schier unendlich weite Landschaft der Tanzenden hinaus: Hügel, Berge, Flüsse, Täler, alles wogte, alles bewegte sich. Die Bässe, Laserstrahlen, das Pulsieren des House-Klaviers und die Screamer durchzogen den Saal: *»Hey DJ! Give me a fat beat! We're heeeere!«* Es war zehn Jahre bevor sich auf der Loveparade rund um die Berliner Siegessäule die nur schwer vorstellbare Menge von einer Million Raver versammeln sollte.

Und dann – o Gott! – kam das Zeitalter der Techno-Hauptstadt Berlin. Es hatte ja, auch in Deutschland, schon lange vor Acid House sehr gute Clubs gegeben – das Dorian Gray am Frankfurter Flughafen mit einem bis heute mystisch verehrten Sound-System des Musikanlagen-Bauers Richard Long (der 1977 das New Yorker Studio 54 eingerichtet hatte), das Checkers auf der Düsseldorfer Königsallee (ein tunnelartiger Club mit Bassreflex-Röhren in den Böden, die Leute kippten um), das Babalu in München, das Milk! in Mannheim, der Rave Club in Köln, das Omen in Frankfurt (Zuhause des DJ-Babas Sven Väth). Aber was hier in Berlin geschah, war noch mal etwas vollkommen anderes – oje, und jetzt klinge ich doch wie ein alter Onkel, der von den alten Zeiten schwärmt, was nützt es: Es waren die Jahre 1990, 91, 92, Clubs waren – wie verrückt ist es bitte, das heute hinzuschreiben – illegal, es gab keine Mietverträge, keine Nutzungs-, keine Schanklizenzen, die Partys fanden in leer stehenden Seifenfabriken, Kaufhäusern, Umspannwerken, in Bunkern und in Kellern statt, es war die gerade wiedervereinigte Stadt, und die Leute fragten sich, in Hinterhöfen und auf Industriebrachen umherirrend, gegenseitig nach dem Weg und suchten mit der Taschenlampe in der Hand nach den Eingängen.

Es war – vor allem erst mal ästhetisch – eine radikal neue, eine wahrhaft existenzielle Erfahrung: Keller, Grau, Beton, die Nacktheit der Wände und Böden, Kacheln, Schutt, Metallgitter, herausgebrochene Schließfächer (der Club Tresor in der Leipziger Straße), Treppen ohne Geländer und mit abgebrochenen Stufen, ungesicherte Gänge, Zwischenräume,



zweite Untergeschosse, und im Nebel und Flackern der weißen, blauen und lila Lichter und der Stroboskope immer wieder einfach Dunkelheit. Nachtleben als Eintritt in die andere, die dunkle Seite des Tages – der Spiegel zur Tagsüberwelt, der denkbar am weitesten entfernten Gegenwelt zu allem, was tagsüber als Alltag erlaubt war und gefördert wurde (Studium, Beruf, Freundschaft, Ehe, Geldverdienen). Über den ersten Berliner Technoclub, das Ufo, lässt sich heute nur ganz schwer noch etwas sagen – einfach weil man de facto nichts gesehen hat: Man stieg, so glaube ich mich zu erinnern, von einer Schutthalde irgendwo am Potsdamer Platz durch eine Luke in einen Keller hinein. Weißer Nebel, flackerndes Stroboskop, brachiale Sounds, grauenhaft schlechte Anlage, man stolperte da so rum, hatte irgendwie auch Angst, aus einem nicht nur angenehmen Traum nicht mehr zu erwachen. Nach spätestens zwei Stunden wollte man wieder raus.

Berühmte Clubs, die Berlins Ruf als Techno-Hauptstadt begründeten, hießen Planet, Tresor, Bunker, WMF. Das E-Werk in der Wilhelmstraße war der erste rundherum professionell geführte Club (ab 1993), er setzte die Standards und nahm das Nachtleben der Nullerjahre und einen Club wie das Berghain vorweg, mit internationalem DJ-Booking, den Innovatoren aus Chicago, Detroit und New York, die erst in Berlin und Europa zu Stars werden konnten (Jeff Mills, Frankie Knuckles, Juan Atkins), und den Stars des Berliner Nachtlebens – Tanith, einem Ex-Punk aus Bad Kreuznach, dem »Herrn der fiesen Töne«, stets mit Iro und Camouflage-Kleidung, Clé und Jonzon, den Resident-DJs im Tresor, und DJ Rok, der »Terror-Diva«, einem mit Tattoos übersäten Bodybuilder, den man tagsüber auch im Kreuzberger Plattenladen Hardwax antreffen konnte. Platten, die neu waren und die es brachten, lagen oft zuerst bei DJ Rok auf dem Teller.

Nachteindrücke, wild durcheinandergemixt und wild durcheinandererinnert: Man tanzte viel für sich, etwa auf eineinhalb Meter Abstand zum nächsten Tänzer. Die Hände und Arme ruderten massiv, während die Beine und Füße oft auf derselben Stelle standen und traten. Die Beine fest in den Boden reinschrauben und nur mit dem Kopf bangen war auch etwas sehr Geiles. Oft positionierte man sich nahe dem DJ, auf drei, vier Meter Abstand zu seiner Kanzel, blieb da für Stunden, um sich anzuschauen, was des DJs Hände am Mischpult und an den Plattenspielern taten, wie sein Körper mitging beim Auflegen, wie er die Übergänge mischte, Speed erhöhte und wieder drosselte, Spannung aufbaute und wieder rausnahm und die Sounds von den Plattenspielern in den Club hineinpumpte. Ach so, ja, kein Mensch trug einen Mundschutz. Es waren die Jahre vor Corona.

Es ging wirklich ums Tanzen und erst in zweiter Linie um die anderen naheliegenden Dinge, den Sex, die Liebe, das Ablachen, den Alkohol, die Drogen (natürlich, geschenkt, diese Sorte Nachtleben hätte es ohne die ganzen Rauschgifte, die Pillen, die Pulver, die Kräuter, die Dämpfe, nicht gegeben). Das Tanzen-Dürfen war auch insofern eine Neuerung, weil jede Bewegung, besonders die auf der Tanzfläche, noch in den Achtzigerjahren eine tendenziell unmögliche und uncoole Sache gewesen war. *Body language*, nonverbale Kommunikation: »Wenn du dich unterhalten konntest, war die Musik zu leise« (Erinnerung von Klaus Stockhausen, von 1983 bis 1992 Resident-DJ im Hamburger Front). Es konnte vorkommen, dass man stundenlang neben jemandem tanzte, kein Wort miteinander sprach und sich trotzdem alles sagte. Da fanden ganze Beziehungen auf der Tanzfläche statt, drei, vier, manchmal acht Stunden lang.



Das Ding, das die Party ins Laufen brachte und über Jahre am Laufen hielt – so würde ich das heute sagen –, war der Bass: die Niedrig-, die Sub-, die Langfrequenzen. Der Bass drang durch, durch Mauern und Wände. Draußen, vor den Clubs, bei den Türstehern und den Leuten, die anstanden, konnte man eben keine Mitten und Höhen, wohl aber das Wummern der Bässe hören. Die Bassdrum oder Kickdrum, der Beat, der direkt in den Bauch, den Magen und, noch wichtiger, auf den Herzschlag ging und den Herzschlag beeinflusste: »Die frohe Botschaft ist die Bassdrum« (Westbam). In der House-Musik lief der Beat bei durchschnittlich 125 Beats pro Minute, im Techno schneller, bei 130 bis 140 BPM und natürlich noch schneller. In der House-Musik durfte der Beat niemals aufhören – im Techno und später in der Rave-Musik war das Ausbleiben, das Pausieren der Bassdrum mindestens so wichtig wie der Beat selbst: unvergessen ein Set des Detroit-Techno-DJs Derrick May im Tresor, das er über Stunden fast nur in den Mitten und Höhen absolvierte (die Bässe hatte er rausgedreht). Das Ausbleiben des Beats, meist begleitet von einem Trommelwirbel, der *snare roll*, und den Rave-Signalen – einem Synthie- oder Piano-Loop, einem *noise*, einem Aufruf –, war für die Tanzenden die Aufforderung, die Hände in die Höhe zu reißen, zu schreien und die Rückkehr des Beats zu fordern (»Bring the beat back!«). Derrick May drehte den Bass jeweils nur auf den ersten Schlag des Vier-Viertel-Beats für einen Sekundenbruchteil rein – erst in den letzten zehn Minuten seines Auftritts ließ er dem Beat freien Lauf: Schreie der Erleichterung, der Erlösung, Umarmungen, Verbrüderungen, komplette Abfahrt. Welche geradezu lebenserhaltende Bedeutung der Bass für das Nachtleben hatte, konnte man an den Ravern sehen, die sich in den Clubs vor die Bassboxen legten oder gleich in sie hineinkrochen. Ihr Körper, ihre Herzfrequenz sollten eins werden mit der Bassbox.

Natürlich, es ging um den Körper. In den Clubs war es, auch im Winter – das darf man nicht vergessen –, brutal heiß, es gab keine Klimaanlage. Die nassen, die schweißgetränkten T-Shirts, Lederwesten auf nackter Haut. Der nackte Oberkörper war erst ein Schwulenclub-Phänomen, dann, ganz unabhängig von der sexuellen Orientierung, ein Techno-Statement. Der oben ohne auflegende DJ (DJ Hell, DJ Rok). In den späten Neunzigerjahren, mit der Weiterentwicklung von Fetisch-Looks, tauchten auch Frauen mit nackten Oberkörpern auf. Man durfte da als Mann natürlich nicht hingucken, man hatte das als ganz selbstverständlich zu nehmen, und so war es auch.

Es muss jetzt – klingt vielleicht ein bisschen komisch – noch von den Klos erzählt werden. Eben weil zu Techno-Zeiten der ganze Club und nicht nur die Tanzfläche die Tanzfläche war, diente das Klo als stiller Ort, als Treffpunkt, als alternative Bar. Es gab Klo-Typen, die die ganze Nacht zwischen den Kabinen und den Gängen davor verbrachten, und so fand sich vor den Toiletten eine eigene Klo-Gesellschaft ein (eigene Styles, eigene Gespräche, eigene Wahrnehmung von Zeit und Raum). Was ich auf Club-Toiletten, genauer: hinter den zugeriegelten Kabinentüren, für wunderbare Pausen eingelegt habe von der Enge, Hitze und Lautstärke der Tanzfläche – einfach sitzen, atmen, nichts denken, Augen geschlossen halten, so konnte eine Stunde vergehen. Die köstlichen Gerüche der Desinfektionsmittel. Die große Disziplin des Auf-Technoclub-Klokabine-Einpennens – die Kunst lag darin, im halblauten Techno-Gewummer, beim Schlagen der Türen und dem Gelächter und Gebrüll auf den Gängen wirklich einzunicken, noch besser, fest einzuschlafen und erst im Morgenrauen von Putz- und Sicherheitsleuten geweckt zu werden (war leider nicht meine Kunst, aber die einiger erfahrener Kumpels). Der berühmte Klo-Sex, der in Technoclubs angeblich so häufig stattgefunden haben soll, etwa auf den Unisex-Toiletten im Cookies: vielleicht auch eine



Legende (jetzt höre ich gerade einige Clubgänger meiner Generation, die das hier lesen, laut auflachen: »Oh nein«).

Eben weil das Nachtleben so eine enorm starke, in vieler Hinsicht utopische Kraft hatte – vor dem Bass sind alle gleich – und diese Gegenwelt natürlich auch süchtig machte, stellte sich ziemlich schnell die Frage, welche Möglichkeiten es gab, die Party ins Endlose oder zumindest von Freitagnacht bis tief ins Wochenende und dann schnell weiter bis Dienstagmorgen zu verlängern. Geburt der Afterhour: *The party never stops*. Die erste Techno-Afterhour in Berlin – vage Erinnerungen – war der Walfisch (am U-Bahnhof Heinrich-Heine-Straße, in den Räumen des heutigen Kit Kat Clubs gelegen: zugeklebte Fenster, brachialer Gabba-Sound). Anders als zuletzt im Berghain, wo die Sonntagnachmittag-Gäste mittags auf zwei Gin Tonic oder eine halbe Ecstasy-Pille vorbeikamen und zum *Tatort* oder Kinder-ins-Bett-Bringen wieder zu Hause waren, machten die Raver der Neunzigerjahre noch wirklich – einfach – durch. Vielleicht der schönste Moment des Nachtlebens war gekommen, wenn man frühmorgens aus dem Club nach draußen trat: der Schock der frischen Luft im Gesicht, das Licht, die Sonne, das Singen der Vögel, die große Überraschung, dass es die Welt da draußen ja doch noch gab. Und für zwei, drei Stunden noch, bis in den Schlaf, steckten einem die Musik und das *excitement* im Körper.

»Goddogoddogott, was du da im Nachtleben alles erlebt hast«, sagte Ferdinand und klang dabei ein wenig ironisch. Ich musste ihm jetzt noch rasch von einem Techno-Nachmittag erzählen, der im Herbst des Corona-Jahres 2020 bei Berlin, auf dem Gelände der ehemaligen Bärenquell-Brauerei in Treptow-Köpenick, stattgefunden hatte: 18 Uhr, das Licht im Oktoberhimmel zog sich gerade zurück. Eine mit Plastikplane überdachte Tanzfläche im Freien, Heizpilze, der kalte Herbstregen fiel quer auf die DJ-Kanzel. Die Techno-Ikone DJ Hell legte für 450 Mundschutz tragende Raver auf, die ihre Tickets vor Tagen im Internet gekauft hatten und auf der Tanzfläche nur ganz ungefähr den geforderten Mindestabstand von 1,50 Meter zueinander hielten, aber immerhin doch irgendeinen Abstand. »Und?«, fragte Ferdinand. »War gut?« – »War auch gut«, entgegnete ich, der Onkel, »halt ganz anders gut als zu meinen Zeiten, aber, ja, auch schon irgendwie geil.« Und es war, am Ende meiner langen Erzählung, klar, dass es das Nachtleben – nur eben ein bisschen anders, als ich es gekannt und geliebt hatte – natürlich noch viele Jahre oder einfach für immer geben würde.